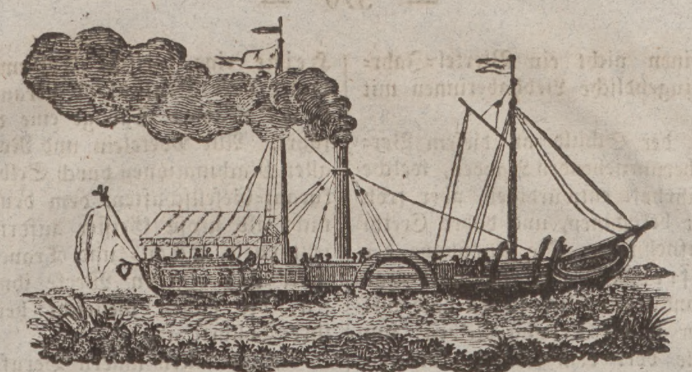
№ 47.

Donnerstag, am 21. April 1842.



Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro **Quartal aller Orten franco** liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.



Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Verfall der Bühne.

Wohin wird es am Ende mit der Schauspielkunst kommen? Nirgends blüht weniger ursprüngliche Genialität neuerdings auf, nirgends wird jetzt das sich ernstlich durcharbeitende Talent mehr vermißt, als eben in dieser Kunst, die nur dann eine Würde erlangt, die zur Achtung zwingt, wenn sie eine Höhe erreicht hat, von der herab sie dominirt, auf der sie Bewunderung erregt. Was sonst Kunst war, ist heutzutage größtentheils nur Routine. Zeit und Uebung geben den Schauspielern eine Sicherheit, daß sie auf der Bühne wie zu Hause sind. Sie sollen aber auf der Bühne wie Priester in den geweihten Räumen eines Tempels, nicht wie Schlafrock-Menschen in der Nonchalance ihrer behaglichen Wohnstube sein. Jeder andere Künstler und Musensohn muß etwas Tüchtiges gelernt haben, muß unermüdlich fleißig sein, will er gelten; der Schauspieler dagegen gewöhnlichen Schlages lernt nichts, müht sich nicht, er sucht sich nur sein Publikum zu gewinnen, und wenn er, auch in einer noch so kleinen Stadt, vom großen Haufen verzogen wird, ist er zufrieden und stolz. Stolz will ich den Künstler! Aber erst muß der Künstler da sein, und dann darf der Stolz kommen. In der Regel aber ist der Stolz schon so früh da, daß der Künstler darüber gar nicht zum Durchbruch gelangen kann. Es ist daher kaum glaublich, wie sehr der Haufe der alltäglichen Stümper, der Komödianten, von denen hundert auf ein Schock gehen, sich jeder Anerkennung eines echten Künstlers widersetzt. Statt auf ihn, als einen Coryphäen der Kunst, die sie mit repräsentiren, stolz zu sein, statt durch seine Größe zur Nacheiferung angeregt zu werden, statt einzusehen, welche Nullen sie selbst gegen Jenen sind, trotz aller blinden Vergötterung ihrer Freunde, rümpfen sie verächtlich die Nasen, sprechen von Uebertreibung, Erkünstelung, Verzerrung der Natur. Sie selbst können das Alles besser, sie geben sich freier, sie sind Naturalisten. Wenn es nach diesem Grundsatze aufgeblähte Dummköpfe oder rohe Arroganz darzustellen gilt, dann spielen sie in der That mit beunruhigender Natürlichkeit. Noch viel tiefer als die Komödianten stehen die Komödiantinnen. Die meisten werden durch Sinnlichkeit, Gefallsucht, Widerspenstigkeit, Faulheit auf die Bretter getrieben. Der Glanz der Jugendfrische, die Komödien, die sie außerhalb des Theaters vortrefflich spielen, erwerben ihnen eine Zeit lang Claqueurs und Intriguants, die sie auf den Brettern halten und oft auch im Leben aushalten. Sie sind schlau genug, die unreife männliche Jugend in ihre Netze zu locken und zu verführen, oder auch alte Gecken, die das Alter noch nicht vor Thorheit schützt; weil sie wissen, daß Männer von reiferm Urtheile höchstens auf kurze Zeit von ihnen irre geleitet werden können und dann ihre Erbärmlichkeit um so rücksichtsloser geißeln. Man frage nur nach, wie arm die deutsche Bühne an tüchtigen jugendlichen Darstellerinnen ist! Sonst könn-

ten sich die alten Heroinen nicht ein Viertel-Jahrhundert und länger als jugendliche Liebhaberinnen mit Glanz behaupten.

Einen großen Theil der Schuld an diesem Verderben tragen die vielen herumziehenden Banden, welche den Schauspielerstand wahrhaft entwürdigen, aber froh sind, wenn sie Mitglieder bekommen, und daher Crethi und Plethi unter sich aufnehmen. Die Ausübung der Schauspielkunst ist die freiste, aber sie wird zur frechsten. Seiltänzer und Kunstreiter stehen bald viel höher; denn diese müssen in der Uebung bleiben, um sich auf dem glatten Seile oder dem schmalen Rücken des Pferdes zu erhalten; sie müssen bemüht sein, Anstand in der Haltung, Grazie in den Bewegungen zu entwickeln, und sie haben noch den Stolz, das Vorurtheil gegen ihren Stand durch ein anständiges, gesittetes Benehmen zu bekämpfen. Man betrachte dagegen eine herumziehende Schauspielerbande. Für ein Glas Schnaps werden die Männer zu Hanswursten in den Kneipen, für einen Kattun-Fetzen die Frauenzimmer zu muntern — Liebhaberinnen. Sie studiren nicht ihre Rollen, sondern die ihrer Anbeter, und suchen derselben Meisterinnen zu werden. Und selbst große Künstlerinnen treiben es mitunter nicht besser. Während sie sich Anzieherinnen halten, sind sie selbst im Ausziehen unübertrefflich. Sie haben nur vor einem Ruf Achtung, vor dem des Publikums, der sie herausruft. Ist es denn wirklich durchaus nothwendig, daß mit jeder Stufe, die eine Dame in der Schauspielkunst höher steigt, sie drei Stufen in der Moralität abwärts sinke? Müssen sie denn erst recht erbärmlich und gemein werden, um das Hohe, Erhabene hinreißend darstellen zu können? — Es giebt keinen widerlichern, jämmerlichern Ausdruck, als den, welchen man so oft hört: der Schauspieler muß sich sein Publikum schaffen; die Kunst muß es sich schaffen, nicht der Schauspieler!

Nicht geringere Schuld an dem Verfall der Bühne trägt die Kritik. Auch sie ist gar zu oft nur eine feile Dirne, nicht die edle Frau, bei welcher der Künstler anfragen soll, was sich zieme und schicke. Sie ist zu mild und zu streng zugleich; zu mild gegen die Talentlosigkeit, die sie von den Brettern herunterpeitschen sollte; zu streng gegen wahre Künstler, bei denen sie durch Mäkeln und Häkeln sich breit und wichtig macht, um ihre tiefe Gelehrsamkeit zu zeigen, statt durch Anerkennung zu erheben und zu fördern. Der Stümper wird durch Lob zu jeder noch möglichen Besserung untauglich gemacht, das Genie durch Tadel gegen sich selbst mißtrauisch. Lobt das Genie, Ihr muntert es nur auf zum Vorwärtsstreben, und man kann zehn Mal mehr Verstand im Loben zeigen, als im Tadeln. Durch Tadeln kann sich jeder Dummkopf die Miene eines Lessing geben.

Noch toller, als die Kritik, aber unterminirt die Dramen-Schreibewuth unsere Bühne. Wie Heinrich Heine eine lyrische Epidemie durch sein Buch der Lieder über Deutschland heraufbeschwor, so hat Gutzkows Richard Savage eine dramatische Pest herbeigeführt. Alle Poetelein und Romanfabrikanten, die, trotz aller Machinationen durch Selbstlobhudeleien und Lobasse-kuranz-Gesellschaften, dem deutschen Publikum sich doch nicht als große Geister aufdringen konnten, wollen es jetzt durch Schau- und Trauerspiele erzwingen. Man sollte ihre eigenen Werke ihnen über die Köpfe werfen, die gäben vielleicht heilsame Sturzbäder gegen ihre Tollheit ab.

Ohne allen innern Beruf, ohne innere Nothwendigkeit, ohne Poesie, ohne Lebens- und Menschenkenntniß, fabriciren diese Herren Stücke, schicken sie den Bühnenvorständen zu, und wehe denen, welche sich ein selbstständiges Urtheil erlauben, und dem Geschmacke des Publikums durch Unterlassung der Aufführung jener Machwerke nicht zu nahe treten wollen! Dann taugen sie nichts, ihre Mitglieder taugen nichts, die über sie erscheinenden anerkennenden Kritiken sind bestochen, erbärmlich.

Wo aber diese Mißgeburten producirt werden, da machen sie Furore, d. h. auf dem Papiere, in den Spalten der auswärtigen Journale. Sie würden Zugstücke geworden sein, hätten nur die Schauspieler besser gespielt. Diesen wird die Schuld aller Mängel des Erfolges beigemessen, während nur die ausgezeichneten Künstler mancher Hofbühnen hin und wieder noch solch ein Unding glücklich von dem Scheintode, in welchem es auf die Welt gekommen, für eine kurze Spanne Zeit befreien.

Damit aber diese moderne dramatische Literatur Wurzel fasse, wird, scheinbar ganz absichtslos, noch eine andere saubere Machination ausgeführt. Der klassische Boden wird unterminirt, kräftige Stämme, wie Lessing, Schiller, Göthe u. A. sollen gefällt werden. Das Publikum ist roh, in der Kultur zurück, daß es an diesen veralteten Herren, über welche unsere jungen schönen Geister mitleidig die Achseln zucken, noch Geschmack findet.

Wozu brauchen wir auch noch Lessing, Schiller, Göthe? Haben wir doch Heinrich Laube, Gustav Kühne, Theodor Mundt!

Herr Prutz soll sogar damit umgehen, seine Kritiken in den deutschen Jahrbüchern zu dramatisiren. Deutsche Bühne, wir wünschen Dir Glück!

Von den Uebersetzern kein Wort! das hieße den Rhein ausschöpfen wollen.

Einst ward der Hanswurst feierlich begraben. Es wird eine Zeit kommen, da ihn ein witziger Geisterbeschwörer auferstehen läßt, damit in seinen Sarg die moderne Tragödie gelegt werde. Wenn sie nur Platz darin findet. Denn so viel dummes Zeug hat Hanswurst in seinem vieljährigen Leben nicht gemacht, wie diese während ihres ephemeren Daseins.

J. Lasker.

Angelika Kaufmann.

Höchst interessant ist die Schilderung, welche Friedrich von Matthisson in einer Beschreibung seines Aufenthaltes in Rom (1795) über diese genialste deutsche Malerin entwirft. Wir theilen daraus Folgendes mit:

Ich kehre nach Angelikas Wohnung, auf der luftigen Höhe von Trinita di Monte, zurück.

Unter mehren Werken ihres Pinsels, die ringsumher im Arbeitszimmer ausgestellt waren, hielt ein Gemälde vor allen übrigen unsere Bewunderung fest. Angelika, in der ersten Jugendblüthe, zwischen den Himmelstöchtern Tonkunst und Malerei, unschlüssig, wie Herkules am Scheidewege, welcher von beiden sie ausschließlich sich hingeben sollte.

Angelika Kaufmann war zu Schwarzenberg, einem Dörfchen im Walde von Bregenz, geboren. Dort steht noch ihr Familienhaus. Man nannte sie Angelika nach einer Klosterfrau von Salis-Seewis, ihrer Taufpathe. Ihr Vater war Maler und verfertigte fromme Bilder für die Klöster und Altarblätter für die kleinen Kirchen der Lombardei. Frühe kam sie aus dem Alpenthale weg, von dem aber für immer süße Bilder der Ruhe und Unschuld ihr im Herzen blieben. Oft begleitete sie den Vater auf seinen Gewerbreisen in Oberitalien. Zuerst offenbarte sich ihr Kunstgenie, als sie so große Mühe hatte, die Buchstaben und Zahlen aus der Kinderfibel zu lernen, und man dagegen Nasen, Ohren und Gesichtsprofile, welche dies Elementarbuch Nürnbergs zierten, auf dem häuslichen Schiefertische in hundert Copien wiederfand.

Die guten Eltern verstanden den Wink der Natur, und Angelika zeichnete früh unter väterlicher Leitung. Einst nahm ihr Vater sie mit nach Mailand. Noch jetzt, schon in den Spätjahren des Lebens, glänzen ihre Augen, wie vom Widerscheine der Morgenröthe, welche damals in ihrer jungen Seele aufging, als sie nun eine heilige Familie von Raphael und das Abendmahl von Leonardo da Vinci erblickte. Jetzt hatten die verworrenen Bilder ihrer Phantasie Leben, und die Wünsche ihrer Brust ein Ziel erhalten. Oftmals kehrte sie, auf ihren vielen Reisen über die Alpen, für Wochen und Monate, in das heimathliche Thal zurück. Traurig ward sie durch die Kunde gerührt, beim letzten dieser vaterländischen Besuche, daß nun ein Wagenweg nach Schwarzenberg führe, statt des vormaligen engen Fußpfades. Wenn nur nicht Unschuld und Treue jetzo zum Lande geschwind hinausfahren! — seufzte sie wehmüthig.

Angelika zählt es zu ihren reinsten Geistes- und Herzensfreuden, wenn ein guter Bekannter, während sie den Pinsel führt, neben der Staffelei zum Vorlesen sich einstellt. An der Themse wie an der Tiber, nannte sie stets des Vaterlandes große Dichter die schönsten Zierden ihrer erlesenen Büchersammlung. Mit wahrer Begeisterung horcht sie der Muse Klopstocks, welchem, durch das treffliche Gemälde Samma in den Gräbern, so würdig von ihr gehuldigt wurde. Nie betrat ich des heiligen Sängers Wohnung, ohne vor diesem feierlichen und melancholischen Kunstwerk einige Minuten zu verweilen.

Eines Vormittags hörte sie mit hoher Begeisterung einige lyrische Stücke von Schiller, malte aber dabei mit ruhiger Besonnenheit fort. Auf diese folgte eine der reichsten und genievollsten Dichtungen, die mir in unserer Sprache bekannt sind: der Wanderer von Göthe. Mein ahnender Genius hatte sich nicht getäuscht. Der Eindruck, den diese echt griechische Antike in Angelikas zartfühlendem Gemüth hervorbrachte, war so mächtig, daß sie den Pinsel plötzlich niederlegte und, mit einem wunderbar concentrirten Ausdruck der Stimme, um eine zweite Vorlesung bat. Das ganze Wesen der stillen, vestalenhaften, in sich gewandten Frau ward, wie durch einen gewaltigen elektrischen Schlag, erhöht und erschüttert. Thränen füllten ihr Auge. Ihr Schweigen war das Schweigen einer begeisterten Muse. Endlich brach sie, mit schönem Enthusiasmus, in die Worte aus: Welche Gluth der Empfindung! welcher Zauber des Colorits! welch eine Tiefe des Kunstsinns! Die Scene, wo der Wanderer das Kind auf dem Arme wiegt, und die junge Frau mit der Trinkschaale vom Brunnen zurückkommt, will ich versuchen darzustellen! Sie steht so lebendig vor mir da, daß es von meiner Seite nichts weiter bedarf, als einer treuen Kopie. Schwerlich wurde wohl jemals eine Idee mit so glühender Liebe von der gefühlvollen Künstlerin ergriffen, als diese.

Wie groß die Anzahl der Werke, welche sie aufstellte, auch immer sein mag, so darf man doch kühn behaupten, daß niemals ein Gegenstand von ihr behandelt wurde, der des beifälligen Lächelns der Musen und Huldgöttinnen unwerth gewesen wäre.

Kaufmännischer Styl.

Gewöhnt an Schiffs-Expedition,
Berichtete der Kaufmann Langen:
Vorgestern ist mein Compagnon
Mit Capitain Tode abgegangen. — J.

Auflösung des räthselhaften Schwanenliedes auf Runkelrübenwalder-Leier im vorigen Stücke:

Leumund.

Reise um die Welt.

*** Die Buchstaben, diese Grundpfeiler alles menschlichen Wissens, haben auch oft gedient, dem scheinbar Unbedeutenden Geheimnißvolles, Mystisches zu verbinden; öfter noch trieb der Witz und die Launen der Vorfahren mit ihnen in der mannigfachsten Weise sein Spiel. Fast alle Buchstaben des Alphabets übernahmen in diesen Spielereien und in diesen Deutungen ihre Rollen. Wer kennt nicht Kaiser Friedrich IV. A. E. J. O. U., das stolze: Aller Ehren ist Oesterreich werth, und jene lateinische Deutung: Austriae est imperare orbi universo (Oesterreich soll über den ganzen Erdkreis herrschen)? Ein Richter schrieb über seine Thür: Bonis semper patet (Guten steht sie immer offen); das B ward in ein D verkehrt und nun lautet der Spruch von Geschenken und prägt das alte, arge: Wer gut schmiert, der gut fährt, ein. Cor, das Herz — sagten die Alten — solle sein: Camera omnipotentis regis, ein Gemach des allmächtigen Königs, und drei große G solle Niemand beleidigen, dem seine Ruhe lieb: Gott, Gerechtigkeit, Gewissen. Dem L. S. (Loco sigilli, an Siegels Statt) unter Gesetzen, Verordnungen, feierlichen Versprechungen, wird oft die traurige Deutung gegeben: Lügen sind's. Maria, Kaiser Maximilian II. Gattin, führte zwei M. M. mit der Kaiserkrone und der Unterschrift: Maximilian Marias Hoffnung, im Wappen. Zwei M wurden auch öfter auf die ernste Mahnung an den Tod: Memento mori gedeutet, und von mors, dem Würger alles Irdischen, hieß es wiederum: Mors mordet omnia rostro suo (der Tod beißt Alles mit seinem Schnabel). Karl V, der strenge, ernste Mann, der überall, wo er eines Galgens ansichtig ward, diesen als Bewahrer der Gerechtigkeit, der Zucht und Sitte begrüßte, fragte in allen Städten zuvörderst, wie es mit P. P. P. bestellt sei: Pastore, Praeceptore, Praetore, mit dem Prediger, dem Lehrer, der Obrigkeit? — Drei S. gehören Gott an: Sorgen, Segnen, Seligmachen. Das ominöse dreifache W: Wein, Weiber, Würfel, ist bekannt; tröstlich aber ist der alte Spruch vom stärksten W, welches die Wahrheit sei.

*** Nach den Berichten ausländischer Blätter muß es in Korsika nicht gut leben sein. Neulich erst wurde der Bandit Stefanini, der seit langer Zeit der Schrecken der Inselbewohner gewesen war, erschossen. Seine Kühnheit hatte eine solche Höhe erreicht, daß er den Bürgermeister von Sari aufhob, wegführte, vierzig Tage in den Gebirgen gefangen hielt und nicht eher wieder losgab, als bis die ausbedungene Lösesumme von tausend Thalern bei Heller und Pfennig erlegt worden war. Am Ende zogen die Truppen gegen ihn aus und lagen, als sie ihn in die Berge zurückgetrieben, mehre Tage auf ihn lauernd, im Hinterhalt. Wie er sich zeigte, entspann sich ein hitziger Kampf, in dem mehre Soldaten verwundet wurden. Das tödtliche Blei traf ihn, als er gerade seinen Karabiner wieder lud. Für ihn sind nun zwei andere Banditen aufgestanden, die, nach Berichten aus Sartene, schon zahlreiche Mordthaten begangen haben, und wohl kein besseres Ende nehmen werden, als Stefanini. Sie heißen Giacomini und Santa-Lucia de Tilano. Im Laufe des Januars sandten sie vermittelst der Post an acht Personen, sämmtlich Pächter ihres Feindes Quilichini, und darunter auch an den Bürgermeister von Sartene, den Befehl, sich von ihren Häusern und Grundstücken hinwegzubegeben. Die Furcht, die sie verbreiteten, ist so groß, daß ihnen ohne weiteres gehorcht wurde. Die verlassenen Häuser nahmen sie nun selbst ein. In der Nacht des 27. Januar schlugen sie eine Schrift an die Kirchthür der Stadt Sartene und droheten darin Jedem mit dem Tode, der ihren Feind mit Brot oder andern Lebensmitteln versorge. Nachdem diese Schrift von 6 bis 9 Uhr Morgens zu Jedermanns Einsicht an der Kirche gehangen, riß ein Magistratsbeamter sie mit eigener Hand herunter.

*** Die Zeitung soll sein eine Uhr, die die Stunden des Vaterlandes zeigt bei Tag und Nacht, im Frieden wie im Krieg. Die Zeitung soll sein wie ein Reisepaß; der Ort seiner hoffnungsschönen Bestimmung ist Nationalstolz. Die Zeitung soll sein ein offnes Testament, das den Bürger zum gesetzlichen Universalerben eines ungeheuren, ewig unvergänglichen Vermögens macht, es heißt Vaterlandsliebe. Die Zeitung soll sein ein Glockenspiel, dessen Harmonie nur durch das Ineinandergreifen der Einheit gebildet wird. Die Zeitung soll sein eine bürgerlich heilige Schrift, die, sich genügend, niemals entweiht werden soll. Die Zeitung soll endlich sein belehrend, offen, wie der Freund zum Freunde spricht; nur den deutschen Nationalstolz vertheidigend, soll sie dem Bürger wie ein moralischer Wahlspruch sein.

*** Die Inschrift auf dem Kreuz der preußischen Landwehrmänner: „Mit Gott für König und Vaterland!“ wurde vom König Friedrich Wilhelm III. selbst vorgeschrieben, nachdem die vom Staatskanzler, gewiß nicht aus eigenem Antrieb, gewählte und schon gedruckte: „Wehrlos, ehrlos,“ mit den aus dem richtigsten Gefühl entsprungenen gewichtigen königlichen Worten verworfen worden war: „Wie kann eine Klasse von Männern für ehrlos erklärt werden, denen Amt, Alter, Krankheit und viele andere sehr triftige Gründe die Waffen zu führen nicht gestatten?“

*** Ein amerikanischer Geistlicher redete seine Zuhörerinnen von der Kanzel herab auf folgende Weise an: Seid nicht stolz darauf, daß unser Herr und Heiland nach seiner Auferstehung zuerst einer Frau erschien, denn er that dies nur zu dem Zwecke, daß die fröhliche Nachricht um so schneller unter die Leute kommen möchte.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 47. Am 21. April 1842.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Des armen und des reichen Kindes Morgen.

1.

Hannchen, das kleine Töchterchen einer armen Tagelöhnerin, schlummert in einer halbleeren Bettstätte, über einen Bündel Stroh ist ein grober Laken gebreitet, und eine mit verschiedenen farbigen Flecken übernähte Decke verhüllt das kleine Wesen, welches erwachend seine Händchen emporstreckt und „Mutter, Mutter!" rufet, doch Niemand antwortet ihm. Die Stube ist kalt und leer, Mütterchen ist schon ausgegangen. Das arme Hannchen friert, und weinend verkriecht es sich unter die Decke. Nach geraumer Zeit kommt das arme Weib nach Hause, sie ist seit einigen Monaten Wittwe, und, ach Gott! wie schwer verdient sie sich ihr Brot. Sie hat in einem kleinen Korbe Lebensmittel heimgebracht, schleicht leise an das Bett ihres Kindes, welches nun wieder eingeschlummert daliegt, süß lächelnd, denn es träumt von geflügelten Gespielen, welche mit ihm tändeln, und die Thränen, welche noch die sanft gerötheten Wangen der Kleinen benetzen, gleichen Thautröpfchen auf jungen Rosen. Die arme Frau betrachtet schweigend ihr Kind, ein tiefer Seufzer entwindet sich ihrer beklommenen Brust. — Und wie sie so dasteht, unbeweglich, halb vorgebeugt, ihr Hannchen betrachtend, und an ihren schlichten, redlichen Gatten denkend, ist ihre Gestalt rührender, als jene Trauernden aus Marmor, welche unter Cypressen über den Gräbern der Reichen prangen.

Die junge Wittwe nimmt ihr gespaltetes Holz, legt es in den eisernen Ofen und setzet ein Töpfchen mit Milch an das spärliche Feuer. — „Ach! wie elend ist die Wohnung, der Rauch erstickt beinahe mein armes Würmchen." — Hanny ist wach geworden, die Mutter eilet hin, hebt ihr Kind aus dem Bettchen, küsset es und tritt, mit demselben auf dem Arm, vor das grellgemalte Marienbild, welches in einem schwarzen Rahmen an der Wand hängt, und das ihr ihre Frau Muhme vor drei Jahren zur Aussteuer von Maria-Zell mitbrachte. Hannchen faltet folgsam die kleinen rothen Hände und sieht der Mutter auf den Mund, welche laut ein kurzes Gebet spricht und sich zuweilen selbst unterbricht, um die Kleine zur Aufmerksamkeit zu ermuntern, wenn diese einige Mal tändelnd die Hände ausstreckt. Das Gebet ist vorüber, die Mutter koset einige Augenblicke mit ihrem Kinde, dann setzet sie sich an den Tisch, schüttet die warme Milch über das aufgeschnittene Brot und gibt ihrer Kleinen zu essen. Hannchen will, die Mutter soll auch davon nehmen, und schiebt der Mutter mit kindischer Geberde den Zinnlöffel zu dem Munde, die arme Mutter lächelt selig, kostet scheinbar und küsset darauf wieder ihr herziges Kind. Jetzt schnurrt es in dem groben Geräder der alten Schwarzwälderuhr, und es schlägt langsam sechs. — Die junge Wittwe tritt mit dem Kinde auf dem Arm hinzu, zieht vorsichtig die Schnüre an, damit die Uhr während ihrer Abwesenheit nicht abläuft, und Hannchen sieht frohlockend auf die schweren Gewichte, wie sie vom Boden auf bis an das Zifferblatt schweben. Hierauf legt die Mutter wieder ihr Kind in sein Bettlein, sucht auf dem Fußboden nach einer kleinen hölzernen Kuh, welcher schon die beiden Hörner und ein Fuß fehlen, nimmt den goldpapierenen heiligen Nikolaus, welcher auf dem Moos vor dem Fenster steht, herein, stellt ihn ebenfalls zu Hannchen hin, küsset ihm noch einmal die rothen Wangen, besprengt die Stirne des Kindes mit Weihwasser aus dem Kesselchen neben der Thüre, schneidet sich ein Stück schwarzes Brot ab, blickt noch einmal auf ihr kleines Mädchen, geht rasch aus der Stube, schließt ab und spricht zur Thüre der Nachbarin hinein: „Frau Finken, sehen Sie gegen Mittag ein wenig nach meinem kleinen Hannchen, der Schlüssel zur Stube liegt oben auf der Stelle."

Hannchen bemerkt, daß die Mutter fortgegangen, fängt an zu weinen und weint, bis Müdigkeit ihr die Augen schließt. O Schlaf! du bist eine der wohlthätigsten Gaben des Himmels. Wir wollen hoffen, daß die Frau Finken dem Kinde nachsah und ihm eine warme Suppe gab, denn sie ist selbst arm und hat fünf Kinder, daher weiß sie, was Noth ist, hat ein fühlend Herz und denkt vielleicht: ob fünf oder sechs Kinder aus einer Schüssel essen, das ist ja wohl einerlei.

Im ersten Stockwerk des Hauses, ob der Stube von Hannchens Mutter, wohnt aber eine alte, reiche Jungfer, und als diese Hannchen weinen hörte, murmelte sie: „Ich muß doch nächster Tage mit dem Hausherrn sprechen, daß er dem Bettelvolk da unten aufsage; der häßliche Balg schreit wieder den ganzen Morgen und weckt mir meine kleine Lady und den Ami. — Stille Lady, ärgere dich nicht, gib mir dein Pfötchen — so — da hast du ein Stück Zucker — schlafe nun wieder mein süßes Hündchen — wir wollen den ungezogenen Knirps schon aus dem Hause bringen."

2.

Grüne Seidengardinen mildern das Licht der Morgensonne, welche sich zu dem Fenster hereindrängt und den blumigen Fußteppich mit hellern Farben bemalt. Madame Cousson, die Bonne der kleinen Aglaja, welche sich unruhig in ihrem mit Rosavorhängen umgebenen Bettchen herumwälzt, steht an dem Ankleidetische und richtet den zierlichen Morgenanzug der Kleinen. Endlich schlägt es neun Uhr, die Stunde des Aufstehens für den kleinen Liebling des Glücks. Während Marie, das Kindermädchen, das Frühstück bringt und auf dem Tische das englische Geschirr ordnet, hebt Madame Cousson die Kleine aus dem Eiderdunenbettchen und schäckert mit dem Kinde, das übellaunig das Mäulchen verzieht.

„Ha, ha! bon jour, kleine marmotte! aben Sie ausgeschlafen? Fatigué! stehen gerade — comment, — sie schneidet mir so eine äßliche Gesicht! — Ah, voilà une belle Demoiselle!"

Kaum war der Kleinen Toilette zu Ende, als das Kammermädchen von Aglajens Mutter kam, um der Madame Cousson anzuzeigen, sie möge sich sogleich mit dem Fräulein in den Salon hinüber begeben. An der Hand der vorsichtigen Bonne trippelt das kleine Mädchen über die weichen Teppiche durch eine Reihe eleganter Zimmer und fliegt jubelnd einer schönen jungen Dame entgegen, welche mit dem Ausruf: „Mein Engelchen, mein süßes Kind!" die kleine Aglaja entzückt in ihre Arme schließet. Der reizenden jungen Frau zur Seite, sitzet des lieblichen Kindes glücklicher Vater, er nimmt scherzend sein Töchterchen vom Schooße der Mutter, und während er das goldlockige Kindchen küsset, holet die junge Mutter Zuckerwerk und füttert damit ihren kleinen Engel. Der Hausarzt tritt ein.

„Ah, guten Morgen, Doctor!"

„Welch ein reizendes Bild häuslichen Glückes, meine gnädige Frau!"

„Sehen Sie den kleinen Engel an, Doctor, ist das nicht ein Goldkindchen?"

„Schön wie seine Mutter, nur geben Sie dem herzigen Püppchen nicht zu viel Zuckerwerk."

„Ei, das schadet nicht."

„Wohl schadet es, meine gnädige Frau, ein Mädchen von zwei Jahren kann den Tod vom Naschwerk haben, ein Mädchen von zehn Jahren durch ein Schnürcorsett, und ein Mädchen von sechszehn durch einen Ball."

„Der Doctor hat Recht, liebes Kind, nimm der Kleinen die Confitüren, so."

„Nun weint sie, stille, stille Mäuschen; Madame Cousson, im Vorsaal liegt ein Paket mit Spielzeug, welches ich gestern kaufte, lassen Sie dasselbe bringen."

Indem sich die Bonne entfernt, schaukelt die junge Mutter ihren Liebling, trillert halblaut eine Ariette aus Adams „Brasseur de Preston," und Papa frägt den Doctor, ob er nicht wisse, wer gestern in der Güterlotterie die Herrschaft gewonnen habe.

Der Arzt verneint es, nimmt jedoch die Liste der gezogenen Nummern aus seinem Portefeuille und überreicht dieselbe. Der Herr vom Hause durchfliegt sie gleichgiltig.

„Unsere Aglaja hatte auch zwei Loose, wo hast Du denn dieselben hingelegt, Alexandrine?"

„Wohin? da nimm den Schlüssel, Karl, ich glaube in das vierte oder fünfte Schubfach meines Schreibtisches."

Papa geht, holt die Loose, und spricht, zurückkommend:

„Liebe Aglaja, Du hast weder den ersten noch zweiten Treffer, wie ich sehe. Ah, bravo, durchgefallen bist Du doch nicht gänzlich, 20,000 fl. hast Du gewonnen, arme Kleine, um vier Nummern höher, und Du hättest den ersten Treffer."

Aglaja sah ihren Papa verwundert an und verstand von dem Gesagten natürlich nichts.

Mama aber sprach ruhig, indem sie langsam nach der Theekanne langte:

„Siehst Du, mein Kindchen, das nennt man Unglück."

Die Cousson brachte das Paket, man lös'te die Schnur, und ein ganz kleiner Hausrath entkollerte dem Papier. Da gab es kleine Tische und Schränke, Bettchen und Wiege, Küchengeräth, eine Schäferei und tausend andere Tändeleien.

Aglaja betastete Alles, frohlockte und plapperte ein allerliebstes Kauderwälsch. In zehn Minuten hatte sie einer neuen Puppe die kleine Nase eingeschlagen, einem Mops aus Pappe ein Ohr ausgerissen, ihre Schürze mit Thee begossen und eine der englischen Tassen hinabgeworfen. Man lachte über den kleinen Unruhegeist, und Papa zierte zum Lohn für die kleinen tollen Streiche das eine fette Aermchen seiner Tochter mit einem Goldreif. Der Doctor empfahl eine Morgenspazierfahrt und ging. — Mama befahl der Madame Cousson, der Kleinen ihren Rosapelz anzuziehen und ihr Sammthütchen aufzusetzen, und begab sich selbst an die Toilette.

Eine Stunde später schritt die junge Dame die breite Treppe hinab, ein Bedienter in eleganter Livree eilte voraus und rief den Wagen vor, ein zweiter folgte und trug Aglajen auf dem Arm, er hob sie in den Wagen, die schöne eitle Mutter strich ihrem süßen Kinde die Goldlocken aus der Stirne und ließ das Wagenfenster hinab. Die Pferde zogen an, und die glänzende Equipage flog zum Thore hinaus.

Viele, welche im Vorüberfahren das kleine Wesen sahen, wie es so fröhlich und freundlich herablächelte, dachten: „Führwahr, ein holdes Engelsköpfchen."

Verwandlung des Hafers in Winterroggen.

Diese für den Landwirth, wie für den Botaniker gleich interessante Erscheinung brachte im Jahre 1757 ein Schwede, B. Wirgin zur Sprache, der in Colmar mehrjährige, gelungene Versuche damit gemacht haben wollte, die Veranlassung dazu erwähnte er nicht. — Er sagt darüber:

„Daß in Dingen, die wir gering achten, oft die größte Kraft verborgen liege; daß Kunst und Wissenschaft nicht

hinlänglich sei, die Geheimnisse der reichen Natur zu erforschen und die wichtigsten Entdeckungen oft an solchen Orten, durch solche Mittel und von solchen Personen gemacht werden, von denen man es am Wenigsten vermuthet hätte.

Die Alten fälleten vom Hafer ein verächtliches Urtheil, indem sie von ihm sagten: Avena quasi sine venia, veniensque sine fructu. Sie trugen kein Bedenken, ihn für ein ausgeartetes Korn anzusehen, weil sie wahrnahmen, daß die Gerste, so wie Sommerweizen und Sommerroggen in rauhen Aeckern, Gebirgen, oder bei schlechter Cultur und ungünstiger Jahreswitterung, sich zum Theil in Hafer verwandelten, obgleich die reinste Saat gesäet worden." —

Wirgin säete auf ein im Herbste gestürztes und im Frühjahre zwei Mal gepflügtes, gedüngtes Brachfeld Anfangs Juni schweren, schwarzen Hafer ein, am Ende Juli, als er in Aehren zu schossen begann, mähete er ihn an der Erde ab und schaffte das Hafergras sogleich vom Felde weg, sobald er nach 4 Wochen zum zweiten Male zu schossen begann, ward das Abmähen wiederholt und er dann ruhig stehen gelassen, wo er dann im nächsten Frühjahre sich in Winterroggen verwandelt hatte. Wenn er bei besonders fruchtbarer Herbstwitterung zum dritten Male schossete, so ward das Abhauen zwar wiederholt, jedoch wurde die Pflanze dadurch geschwächt, und die Wurzel konnte im folgenden Frühjahre nicht so starken Roggen hervorbringen, als der nur zwei Mal abgemähete. Besonders sei hiebei zu beobachten, daß er abgehauen wird, ehe die Aehren zu blühen anfangen. Wirgin behauptet unter den auf diese Weise aus Hafer erbauten Roggen auch Weizenähren gefunden zu haben, da wo der Boden von besonders guter Beschaffenheit war. Sehr strenger Thonboden soll diesem Experiment nicht günstig sein, und bemerkt er, daß, als im Jahre 1756 in Schweden ein allgemeiner Mißwachs im Roggen statt fand, diese in Roggen verwandelte Haferaussaat keinen Schaden gelitten, sondern das schönste und schwerste Korn gegeben. Um zu erfahren, ob dieser Roggen wieder in Hafen ausarte, hat er ihn im Frühjahre und Herbste ausgesäet und in beiden Fällen guten Roggen geerntet, jedoch wurde der erstere im Aussaatjahre zwei Mal abgehauen und trug erst im folgenden seine Frucht.

Viel ist seit den 80 und einigen Jahren über diesen Gegenstand gesprochen, geschrieben und gestritten worden, ohne daß er bis jetzt zur Evidenz gekommen; gewiß sind auch Versuche gemacht worden, sie kamen aber nicht zur allgemeinen Kenntniß. Schreiber dieses hat dergleichen auch nicht gemacht, doch ist ihm von alten erfahrenen Landwirthen versichert worden, daß diese Verwandlung keine Chimäre sei. Da nun der Professor der Botanik Dr. J. W. Fischer sagt: Jedes Hinderniß der Entwickelung des Samens vermehre die Kraft der Pflanze und eigne sie zu einer Veränderung, versichernd, daß diese große Eskamotirung, mit mehren Fruchtgewächsen versucht, bedeutende Vortheile abwerfen werde, so scheue ich mich um so weniger, die während einer 25jährigen landwirthschaftlichen gemachten eignen Erfahrungen hierüber mitzutheilen, da sie auf Verwandlung der Getreidearten hindeuten. Im höhern Erzgebirge und böhmischen Gebirge, wo wegen der rauhen Witterung kein Wintergetreide gesäet werden kann, sah ich, daß der Sommerweizen binnen einigen Jahren ausartete und sich ein Theil davon in Korn verwandelte, daß der schönste weiße Hafer, im hohen Gebirge, einige Jahre gesäet, nach und nach schwarz und bärtig, derselbe jedoch in einer niedrigen Gegend gesäet, binnen einigen Jahren wieder weiß wurde; Gerste, wenn sie nicht in vorzüglich guten Acker gesäet war, fand sich Hafer darunter, wenn auch der Same noch so rein gewesen. Bei Weißenfels a. d. Saale, wo ich wegen Wiesenmangel den Kleebau sehr stark betrieb, ward er bei 3 Felderwirthschaft unter Gerste und gewöhnlich gelben Hafer gesäet. Das Getreide blieb wegen des mitabgehauenen jungen Klees länger auf dem Schwad liegen, ehe es aufgebunden werden konnte, und es fielen daher auch mehre Körner aus, die im Herbste aufgingen; beweidet wurde der junge Klee nicht, daher blieb der Hafer unverletzt. Im folgenden Kleenutzungsjahre war der unter Hafer gesäete Klee mehr oder weniger mit Roggen besetzt, je nachdem bei der Ernte mehr oder weniger Haferkörner im Felde geblieben waren, so daß in manchen Jahrgängen an diesem Roggen die Reihen zu erkennen waren, in denen der Hafer in Schwaden gelegen hatte, während unter dem in Gerste gesäeten Klee wenig oder gar kein Roggen zu sehen war. In dem reichen, tiefen, gut kultivirten Klaiboden wurde nur 4 Pfund Kleesamen auf den Morgen gesäet und blieb daher diesem Roggen Raum übrig, sich außerordentlich zu bestauden und Aehren zu bilden, länger als gewöhnlich. Diese merkwürdige Beobachtung habe ich nicht bloß in den selbst geführten Wirthschaften gemacht, sondern auch bei meinen Nachbaren in ganz Thüringen, im leipziger und meißnischen Kreise Sachsens, im Altenburgschen, in der Lausitz, der Mark und Schlesien, wo damals der Kleebau in gleicher Weise betrieben wurde und die sich während des ersten Dezenniums dieses Jahrhunderts jährlich wiederholte: Wie kam diese Roggensaat unter den im Hafer gesäeten Klee? Warum fand sich dieselbe nicht auch unter den in Gerste gesäeten? Niemand wußte diese Fragen genügend zu beantworten. Der Roggen wurde mit dem Klee abgehauen, verfüttert oder getrocknet, und diese Erscheinung als etwas Gewöhntes nicht weiter beachtet. Durch Zufall konnte diese Roggensaat nicht in Klee gekommen sein, die Kleefelder wurden nicht beweidet, der Klee nicht mit Mist bedeckt, sondern überall mit Gypsmehl oder Gypsmergel, mit Düngsalz oder vitriolhaltiger Braunkohle, mit Holz- oder Braunkohlenasche, oder auch mit der bei der dortigen Stallfütterung häufigen Mistlake gedüngt.

Autoritäten für diese Wahrnehmung sind nur bei ältern Wirthen zu suchen, die in jener Zeit schon wirthschafteten, als noch das 3 Feldersystem mit Klee in der Brache nach der Lehre und dem Beispiele Schuberts von Kleefeld allgemein war; denn als man inne wurde, daß selbst der beste Boden, bei der sorgfältigsten Kultur, das zu ofte Kleetragen müde würde, die Kleebrachen nicht mehr den gewohnten Futterertrag gaben, so fand Thaers Lehre, vom Fruchtwechsel, von 1811 ab, um so williger Eingang, und man

überzeugte sich bald, daß der in die erste Mißtracht in den Winterroggen oder der nach gedrängten Hackfrüchten unter Gerste gesäete Klee einen höhern, gesicherten Ertrag gab und nach dichtem starken Klee auch die folgenden Früchte besser geriethen. Die zeitherigen 3 Felderwirthschaften wurden nun 6, 9, 12 und mehrfeldrige Fruchtwechsel-Wirthschaften oder doch verbesserte 3 Felderwirthschaften, in welchen nicht mehr wie früher dem Hafer die Ehre zu Theil wurde, die Schutzfrucht des Klees zu sein, und von der Zeit an war diese Erscheinung nicht mehr wahrzunehmen. —

Ob nun die auf der Stoppel ausgefallenen und im Herbste aufgegangenen Haferkörner, oder etwa die im Gedränge unterdrückten und nicht bis zur Blüthe und Saamentragen gelangten Haferpflanzen durchwintert, den Roggen erzeugten, vermag ich nicht zu entscheiden, jedoch wurde der Hafer als Schutzfrucht des Klees weniger dicht gesäet, und die deutlich bemerkbaren Schwadenreihen, in welchen man das Korn im Klee bei aufmerksamer Beobachtung wahrnahm, deuten auf den erstern Fall hin.

In Preußen habe ich dergleichen Erfahrungen nicht machen können, da die Kleewirthschaften schon im zweiten Dezennio den Grundsätzen der Fruchtwechsel-Wirthschaft huldigten, jedoch ist mir in russisch Polen, wo 3 Felderwirthschaft noch fast allgemein ist, ein Gutspächter vorgekommen, den ähnliche Erfahrungen zu Versuchen geführt hatten, welche die Verwandlung des Hafers in Winterroggen bestätigten, so wie er von alten Wirthen, 40 Jahre früher, als von einer ausgemachten Sache gehört hatte. — Noch füge ich eine Wahrnehmung hinzu, die sich im Jahre 1809 mir aufdrängte: Das Roggenfeld war zugesäet bis auf ½ Scheffel Saat, die mir fehlte, ich hatte nicht eine Hand voll Roggen auf dem Speicher und säete versuchsweise Tresp, indem mir der alte erfahrene Säemann versicherte, daß der Tresp sich auf hohem, mildem Boden wieder in Roggen verwandele, und ich erntete im folgenden Jahre wirklich so schönen Roggen nach diesem Tresp, als da wo der schwerste Saatroggen gesäet war, ohne eine Spur von Tresp.

Die nämliche Probe machte vor einigen Jahren der erbfreie Landbesitzer Klar in Obereiseln bei Ragnit; auf die Erfahrung alter Wirthe gestützt, säete er Tresp auf hohes Land und erntete den reinsten Roggen.

Denkenden Landwirthen es überlassend, was sie von diesen Wahrnehmungen halten wollen, wie sie zu benutzen sein möchten, wünsche ich nur, daß sie wenigstens zu Versuchen aufmunterten. (Schluß folgt.)

Aus der Provinz.

Ist der Zufall bei guter Laune, so gewährt er den Berlinern zu allem Uebermaaß von Zerstreuung noch den Genuß, Seltenheiten aus Litthauen zu bewundern. Einer der wohlhabenden Bauern aus der Umgegend von Tilsit nämlich, der ein Loos in der Lotterie genommen, auf das, nach seiner Logik, eine bedeutende Summe fallen muß, ist, da die vorhergegangenen Ziehungen seine Erwartungen nicht befriedigten, nach Berlin gereis't, damit ihm in der bevorstehenden vierten Ziehung, die er mit seinen eignen Augen beobachten will, durch keinen Hokuspokus der gehoffte Gewinn entgehen könne. Aufmerksam gemacht, daß er als Passagier der Post 30 Pfd. Gepäck frei habe, versah er sich, aus Furcht vor Hungersnoth und Mißwachs, mit einem tüchtigen Vorrathe von Lebensmitteln und ist gewiß sicher, trotz der tuchelschen Haide, gesund und wohlbehalten am Ziele anzugelangen. Sollte das Glück seine Reise begünstigen, so lockt ohne Zweifel die nächste Ziehung eine Menge seiner Freunde und Bekannten nach Berlin, und die Abenteuer, welche diese Semi oder Tuttirozzi nach ihrer Rückkunft erzählen, dürften gewiß in den Werken unsrer besten Reisebeschreiber und größten Touristen vergebens gesucht werden.

(Echo am Memelufer.)

Provinzial-Correspondenz.

Marienburg, den 18. April 1842.

Herr Egersdorff, der bekannte norddeutsche Liedersänger, ließ sich gestern in der hiesigen Ressource hören. Sein gefühlvoller Vortrag wirkte begeisternd auf die sehr zahlreiche Versammlung, welche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den seelenvollen Klängen lauschte. Der sogleich laut gewordene Wunsch, Herrn Egersdorff noch einmal zu hören, konnte jetzt nicht in Erfüllung gehen, da Herr Egersdorff seine unaufschiebliche Abreise auf heute festgesetzt hatte, doch versprach er bei seiner Rückkehr, im Juni d. J., hier wieder ein Concert zu geben. Herzliche Wünsche für sein Wohlergehen begleiten diesen braven und gemüthlichen Künstler von hier auf seine weitere Reise. x.

Berichtigung.

Schaluppe Nr. 46. Seite 365. im Gedichte „das Schloß" Strophe 2. Vers 7. lies: tobe statt: lobe.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.